



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

altet nie“ scheint mir auf die meisten Schulgeschichten nur in seinem Vorder-  
 sage zu passen. Von diesen Alumnenserinnerungen aber möchte ich im  
 Gegenteil, daß nur der Nachsatz gelte, und das ist der zweite Grund, weshalb  
 ich sie aufgeschrieben habe: nach abermals drei bis vier Jahrzehnten wird ja  
 niemand mehr eine Ahnung davon haben, wie es einst auf einem Alumnium  
 zugegangen ist. Wir waren gerade noch zu einer Zeit da, wo in Verbindung  
 mit dem alten Schulhause, dem alten „Kasten,“ wie wir sagten, und unter  
 seinem konservirenden Schutze noch eine Menge von Einrichtungen bestand, in  
 denen sicherlich, wenn auch in noch so abgeschliffener und abgebläster Gestalt,  
 alte Klosterschuleinrichtungen fortlebten, und die durch die Erbauung des  
 neuen Hauses gewiß größtenteils hinweggesetzt worden sind. Daß diese Ein-  
 richtungen nicht ganz vergessen werden möchten, das war mein zweiter Wunsch,  
 denn sie bilden in ihrer Art doch auch ein Stücklein deutscher Kulturgeschichte.  
 Endlich aber habe ich auch an die heutigen Alumnien dabei gedacht, die es  
 gewiß viel besser haben, als wir es unsrer Zeit gehabt haben, und die aus  
 diesen Aufzeichnungen lernen mögen, was sie wahrscheinlich gar nicht wissen:  
 wie gut sie haben!



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Flaubert und George Sand während des deutsch-französischen  
 Krieges. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß der deutsch-französische Krieg  
 mit seiner gewaltigen Begeisterung und seinen weltgeschichtlichen Folgen einen so  
 verschwindend geringen Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Litteratur aus-  
 geübt hat. Man hätte nach solchen unerhörten Ereignissen eine Wiedergeburt des  
 deutschen Geistes und der deutschen Kunst erwarten sollen, und man ist tatsächlich  
 nach zwanzig Jahren auf diesen Gebieten nicht viel weiter gekommen, als man schon  
 vor dem Kriege war. Viele wollen sogar statt eines zielbewußten Fortschrittes ein  
 unsicheres, ratloses Umhertasten, einen unzweifelhaften Rückschritt erkennen und ver-  
 sechten die Ansicht, daß heutzutage selbst siegreiche und ruhmvolle Kriege nicht mehr  
 erhebend, sondern lähmend auf die Schaffenskraft des künstlerischen und litterarischen  
 Lebens einwirken. Diese verderblichen Folgen hätten sich aber am schwersten in  
 Frankreich äußern müssen, und daß dies der Fall ist, wird man kaum behaupten  
 können. Wenn wir von den unzähligen Erzeugnissen der Revanchelitteratur absehen,  
 die jahrelang wie ein Schlammvulkan ihre giftigen Machwerke über das Land  
 schüttete, so müssen wir doch eingestehen, daß die unerwarteten Schicksalsschläge, die  
 schweren Heimtuchungen, die daraus entstehende pessimistische Stimmung und der  
 Rückschlag von der Selbstvergötterung zur Selbstzerfleischung wie ein befruchtender  
 Gewitterregen auf viele Geister in Frankreich eingewirkt hat.

Man rang nach einer neuen Lebensauffassung und nach einer neuen Form und glaubte sie im Naturalismus gefunden zu haben; man überschlug sich in dieser Richtung, aber man blieb originell; man verrannte sich, aber man bewies eine unererschöpfliche Produktionskraft und sah mit Erstaunen und Befriedigung, daß alle Nationen denselben Weg nachliefen, obwohl über sie jene unheilvollen Ereignisse gar nicht hereingebrochen waren. Die französischen Naturalisten knüpfen fast alle an den letzten Krieg an; in der Novellensammlung *Les soirées de Médan* kommt kaum eine Geschichte vor, die ihn nicht zum Hintergrunde gewählt hätte. Zola schließt fast in allen Teilen aus dem Romanchklus *Les Rougon-Macquart* mit einer Perspektive auf den deutsch-französischen Krieg. Maupassant verdankt seinen früh erworbenen Ruhm hauptsächlich den kleinen, mit köstlichem Humor geschriebenen Geschichten aus jener Begebenheit, durch die gleichsam die letzten Reste der Romantik in der französischen Litteratur zu Grunde gingen. Für diese Wendung und für den Eindruck, den Frankreich damals auf hervorragende Geister machte, ist nichts bezeichnender als die Briefe, die der gefeierte Romanschriftsteller Gustave Flaubert an George Sand in jener Zeit schrieb, und die Maupassant in einer Sammlung (Paris, Charpentier u. Co., 1889) herausgegeben hat.

Flaubert lebte nur seiner Kunst; er haßte den Bourgeois, der für litterarische Bestrebungen kein Interesse und Verständnis zeigte; er haßte die Politik, weil sie die Menschen zu geistlosen Schwärmern heranbildete, er haßte die Kritiker, die sich ohne Beruf auf dem Parnass breit machten, er war ein einsamer Mann, seine einzigen Freunde, zu denen er sich freimütig aussprach, waren Turgenjew und George Sand; und doch hatte er ein klares Urteil über Frankreichs Lage und eine sichere Kenntnis von den Stimmungen und Schwächen des Volkes. Schon im Jahre 1867 schrieb er an George Sand: „Frankreich, das manchmal, wie unter Karl VI., vom Weistanz ergriffen wird, scheint jetzt an einer Lähmung des Gehirns zu leiden. Man ist aus Furcht blödsinnig geworden: aus Furcht vor Preußen, vor den Arbeitseinstellungen, vor der Weltausstellung, die nicht vorwärts kommt, aus Furcht vor allem. Man muß bis ins Jahr 1849 zurückgehen, um einen solchen Grad von Kretinismus wiederzufinden. Bei der letzten Gesellschaft hat man solche Kutscherunterhaltung gepflogen, daß ich im Innern geschworen habe, den Fuß nicht wieder dorthin zu setzen. Es war die ganze Zeit nur die Rede von Bismarck und von Luxemburg; mir steckt das noch in den Gliedern!“ Flaubert hatte im Jahre 1869 seinen Roman *L'éducation sentimentale* veröffentlicht und damit in der französischen Kritik einen wahren Sturm der Entrüstung und des Beifalls heraufbeschworen. Er wandte sich von der realistischen Richtung weg und versenkte sich in philosophische, religiöse und mythische Vorstudien zu seinem seltsamen Roman *La Tentation du Saint Antoine*. Da riß ihn das ausbrechende Kriegsgeschrei seiner Landsleute aus seiner beschaulichen Thätigkeit. „Die Thorheit meiner Landsleute, schreibt er an seine Freundin, thut mir weh und eckelt mich an. Die unheilbare Barbarei der Menschheit erfüllt mich mit düsterer Traurigkeit. Diese Begeisterung, die keine Idee als Beweggrund hat, erweckt in mir Todessehnsucht, um nichts mehr zu sehen. Der gute Franzose will sich schlagen: erstens, weil er sich von Preußen gereizt glaubt, zweitens, weil der natürliche Zustand der Menschen die bestialische Wildheit ist: drittens, weil der Krieg einen mystischen Zauber in sich birgt, der die große Masse fortreißt. Sind wir wieder zu den Massenkriegen zurückgekehrt? Ich befürchte es. Die entsehlliche Schlächterei, die sich vorbereitet, hat nicht einmal einen Vorwand; es ist die Lust, sich zu schlagen, nur um zu schlagen. Ich beweine die gesprengten Brücken, die zerstörten Tunnel, diese

ganze verlorne Menschenarbeit, diese radikale Vernichtung. Der Friedenskongreß hat jetzt Unrecht; die Kultur scheint mir weit entfernt, Hobbes hat mit seinem Ausspruch recht: Homo homini lupus. Ich habe Saint Antoine begonnen, und es würde vielleicht ziemlich gut weitergehen, wenn ich nicht an den Krieg denken müßte. Der Spießbürger ist hier nicht mehr zu halten; er findet, daß Preußen zu unverschämt gewesen sei, und will sich rächen; Sie haben erfahren, daß ein Herr der Kammer vorgeschlagen hat, das Großherzogtum Baden zu plündern! Ach, weshalb kann ich nicht bei den Beduinen leben!"

Auch für George Sand war das „schreckliche Jahr“ der Grenzstein ihrer dichterischen Thätigkeit, das Ende ihrer romantischen Geistesrichtung; in dem „Tagebuch eines Reisenden während des Krieges“ spricht sie in edler aber tieftrauriger Sprache ihren ganzen Schmerz aus, von dem sie sich nicht wieder erholen konnte. Hin und wieder bricht bei Flaubert ein optimistischer Gedanke durch; so schreibt er einmal: „Vielleicht wird Preußen eine tüchtige Schlappe erleiden, und das könnte zu den Plänen der Vorsehung stimmen, wieder das europäische Gleichgewicht herzustellen. Dies Land fängt an, an Hypertrophie zu leiden, wie es mit Frankreich zur Zeit Ludwigs XIV. und Napoleons der Fall war. Die andern Organe sind dadurch in ihrer Bethätigung behindert; daher die allgemeine Unruhe. Würde ein furchtbarer Aderlaß möglich sein?“ Aber auch der Blick auf Frankreich und das französische Volk wirkt auf Flaubert gerade nicht erhebend: „Studirt jetzt einmal den guten Franzmann; er ist riesenhaft! er bewundert »den Rhein« von Muffet und fragt, ob Muffet noch etwas andres gemacht habe. Muffet wird mit einemale Nationaldichter und sticht den Béranger aus! Welche ungeheure aber wenig heitere Poffenreißerei ist das alles!“ „Ich bin, fährt er in einem andern Briefe fort, in Paris gewesen; ich kenne jetzt den Pariser gründlich und habe in meinem Herzen den blutdürstigsten Staatsmännern aus dem Jahre 1793 Abbitte geleistet. Jetzt verstehe ich sie! Welche Verrantheit, welche Unwissenheit, welche Unmaßung! Meine Landsleute erregen in mir den Wunsch, auszuspöien. Dieses Volk verdient gezüchtigt zu werden, und ich fürchte, das wird auch geschehen. Es ist mir unmöglich, jetzt irgend etwas zu lesen oder gar etwas zu schreiben. Ich verbringe wie jedermann meine Zeit und warte auf Neuigkeiten.“

Nachdem aber der furchtbare Schlag gefallen, nachdem das kaiserliche Frankreich zu Grabe getragen war und das Vaterland in seinem Bestande bedroht zu sein schien, da griff auch Flaubert trotz seiner fünfzig Jahre zu den Waffen. „Nun sind wir also, schreibt er an George Sand, in die Tiefe des Abgrunds hineingeraten! Ein schmachvoller Friede wird vielleicht nicht angenommen werden; die Preußen wollen Paris zerstören, das ist ihr Traum! . . . Paris wird das Schicksal Warschans teilen; Sie betrüben mich mit Ihrer Begeisterung für die Republik. Können Sie noch in dem Augenblick, wo wir durch den reinsten Positivismus besiegt worden sind, an Trugbilder glauben? Wie es auch immer kommen mag, die Leute, die jetzt die Macht haben, werden geopfert werden, und die Republik wird ihrem Schicksal folgen. Sehen Sie, ich verteidige diese arme Republik, aber ich glaube nicht an sie. Das ist alles, was ich Ihnen zu sagen habe; ich hätte Ihnen eigentlich sehr viel andre Dinge zu berichten, aber mein Kopf ist nicht frei; die Traurigkeit stürzt in Katarakten, in Strömen, in Meeren auf mich ein — es ist nicht möglich, noch mehr zu leiden. Zuweilen fürchte ich, wahnsinnig zu werden; schon wenn ich meine Augen auf das Gesicht meiner Mutter richte, schwindet alle meine Willenskraft dahin. Die Veressenheit, die Wahrheit nicht sehen zu wollen, hat uns so weit gebracht! Der Hang zum Erkinstelken und zur

Prahlerei! Aus uns wird ein Polen, dann ein Spanien werden; dann kommt Preußen an die Reihe, das von Rußland aufgefressen werden wird.“

Aber auch in Flaubert regt sich schließlich die Freude am Kriege; der Gedanke, daß man Frieden schließen könnte, quält ihn; man sollte Paris, wie Moskau, in Brand stecken, damit die Preußen, les compatriotes d'Hegel, nicht hineinkämen. Er klagt über die mangelhafte Mannszucht unter den französischen Truppen, über die Dummheiten der Republik, über die Ratlosigkeit und Unthätigkeit der Führer. „Seit sechs Wochen,“ schreibt er aus Rouen, „erwarten wir das Anrücken der Preußen. Man spitzt das Ohr und glaubt von fern Kanonendonner zu hören . . . Ich glaube nicht, daß es in Frankreich einen betrübteren Menschen giebt, als ich; ich sterbe vor Kummer, in ihm liegt die Wahrheit; die Tröstungen bringen mich auf. Was mir das Herz durchbohrt, das ist die Blutgier der Menschen und die Überzeugung, daß wir in ein stumpfsinniges Zeitalter eintreten. Der Krieg mit Preußen beendet die französische Revolution und hebt ihre Wirkungen auf. Aber wenn wir Sieger wären? werden Sie zu mir sagen; eine solche Annahme ist jedoch allen Ereignissen der Geschichte entgegengesetzt. Wo haben Sie den Süden den Norden schlagen und die Katholiken die Protestanten beherrschen sehen? Die lateinische Rasse liegt in den letzten Zügen. Frankreich wird Spanien und Italien folgen, und die Noheit beginnt. Welche Umwälzung, welcher Sturz, welches Elend, welche Greuel! Kann man im Anblick dieser Begebenheiten noch an einen Fortschritt, an eine Kultur glauben? Wozu dient denn die ganze Wissenschaft, wenn dieses Volk, das voll ist von Gelehrten, Schandthaten begeht, die schlimmer sind als die der Hunnen? Denn sie sind systematisch, berechnet, beabsichtigt und haben weder die Leidenschaft noch den Hunger zur Entschuldigung. Armes Paris! ich finde es heroisch; aber wenn wir es wiederfinden, wird es nicht mehr unser Paris sein! Alle Freunde, die ich dort hatte, sind tot oder verschollen; ich habe keinen Mittelpunkt mehr. Die Litteratur erscheint mir als eine nichtige und unnütze Sache! Werde ich jemals wieder imstande sein, darin zu arbeiten? O, wenn ich fliehen könnte in ein Land, wo man keine Uniformen sieht, wo man keine Trommel hört, wo man nicht von Gemeßeln spricht, wo man nicht gezwungen ist, Bürger zu sein! Aber die Erde ist nicht mehr für die armen Mandarinen bewohnbar.“

Flauberts Briefe aus dieser Zeit an George Sand zeigen alle dieselbe Nieder- geschlagenheit, denselben Schmerz, dieselbe Verzagttheit. Der Gedanke an die deutschen Offiziere, die nach seiner Ansicht den Sanskrit lesen und mit weißen Handschuhen die Spiegel einschlagen, die dem Quartiergeber die Uhren wegstehlen und dann ihre Visitenkarten hinüberschicken, der Gedanke an das Schicksal Frankreichs, an die unvermeidliche Revanchepolitik — alles das raubt ihm die letzte Ruhe und Freude am Dasein. Auf die Anfrage der George Sand, ob die Preußen ihn auch ausgeplündert haben, muß er allerdings eingestehen: Sie haben meine Wohnung nicht ausgeräumt; einige kleine Gegenstände ohne Wert, ein paar Haarbürsten, eine Pappschachtel und Pfeifen haben sie mitgenommen; im Grunde aber haben sie kein Unheil angerichtet; was mein Zimmer anbetrifft, so ist es respektirt worden. Ich hatte eine große Kiste, angefüllt mit Briefen, vergraben und meine umfangreichen Vorarbeiten zu Saint Antoine in Sicherheit gebracht; ich habe alles unberührt wiedergefunden. Das schlimmste von dem Kriege für mich ist, daß meine arme gute Mutter um zehn Jahre älter geworden ist. Welche Veränderung! sie kann nicht mehr allein gehen und ist von herzbetrübender Schwäche. Wie traurig ist es, die Wesen, die man innig liebt, nach und nach dahinschwinden zu sehen! Um nicht mehr an das öffentliche und persönliche Elend zu denken, habe ich mich

mit Verzweiflung in Saint Antoine gestürzt, und wenn mich nichts in der Arbeit stört und ich in einem Zuge fortfahren kann, so werde ich ihn im nächsten Winter fertig haben. Ich sehne mich darnach, Ihnen die ersten sechzig Seiten vorzulesen. Wenn man wieder auf den Eisenbahnen wird verkehren können, besuchen Sie mich doch auf einige Zeit; Ihr alter Troubadour erwartet Sie nun schon so lange!

Der Roman *La Tentation de Saint Antoine* erschien aber erst im Jahre 1874 und erregte weniger durch den gelehrten archäologischen und philosophischen Inhalt als durch die künstlerische Form und die klassische Sprache den Beifall der Kunstkenner; ein herber pessimistischer Zug, der aus jener Unglückszeit stammte, geht fast durch den ganzen Roman, sodaß ein Kritiker die böshafte Bemerkung machen konnte, Flaubert hätte gut gethan, sich von den Preußen totschlagen zu lassen. Der Briefwechsel reicht vom Jahre 1866 bis 1876; er enthält eine Reihe vortrefflicher Bemerkungen über die verwickelten Zeitverhältnisse, über die mannichfachen Strömungen auf dem Gebiete der Kunst und der Litteratur, und bietet uns die Möglichkeit, in das eigenthümliche Genie Flauberts einzudringen.

Zuvorkommenheit. Der Allgemeine deutsche Sprachverein hat, wie bekannt, in den letzten Maitagen zu München eine Hauptversammlung abgehalten. Der Vorsitzende, Professor Niegel aus Braunschweig, forderte in einer Ansprache zum unterschiednen Kampfe gegen gegnerische Strömungen auf und kennzeichnete als solche nächst dem Übereifer in der Verfolgung der Fremdwörter auch (laut Bericht in der Vereinszeitschrift) „die engherzige Feinlichkeit, die mit nüchternem Verstande überall die Elle der Schulregel anlegt und da, wo dieser Maßstab versagt, über Fehler und Dummheiten wettet, ohne Ahnung, daß die Frage nicht durch Schulweisheit, sondern, wie Goethe sagt, durch Poesie und leidenschaftliche Rede, und wie ich hinzusetzen darf, durch den allgemeinen Gebrauch des Volkes weiter gebildet wird.“

Ob der Verfasser der „Sprachdummheiten“ in den Grenzboten, auf den diese Worte insbesondere gemünzt zu sein scheinen, es der Mühe wert finden wird, darauf zu entgegnen, weiß ich nicht. Keinesfalls bedarf er meiner Hilfe, und ich will ihm auch nicht vorgreifen. Nur mein Bedauern will ich als Mitglied des Sprachvereins darüber aussprechen, daß in der Versammlung niemand unmittelbar gegen einen Satz Verwahrung eingelegt hat, der geeignet ist, zu verwirren, ja der im Grunde die Gegner berechtigt, zu fragen: Was will denn eigentlich der Verein? Wendet er sich denn nicht gegen einen allgemeinen Gebrauch des Volkes, wenn er es abhalten will, die Rede mit entbehrlichen Fremdwörtern zu spicken? Wenn es kein Recht und Gesetz geben soll, dann spielt ihr ja den Don Dujote.

Allerdings beweisen verschiedene andre in jener Versammlung gehaltene Reden, daß die Ansicht des Vorsitzenden keineswegs von allen Anwesenden geteilt wird, und er, der es in Kassel noch sehr übel aufnahm, daß einzelne wagten, die Säuberung unsrer Muttersprache von einheimischem Unkraut für dringender zu erklären, als die Ausrottung des fremden, dürfte sich schon überzeugt haben, daß diese „Strömung“ sich nicht so leicht aufhalten oder ablenken läßt, wie er geglaubt haben mag.

Und in der That würde der Verein seiner Aufgabe nur sehr ungenügend nachkommen, wenn er nicht auch dahin wirken wollte, den Sprachgesetzen wieder Achtung zu verschaffen. Dann darf er aber nicht in so allgemeiner Redewendung den allgemeinen Gebrauch des Volkes als schlechthin erhaben über „Schulweisheit“ hinstellen. Wie entsteht denn heutzutage der Sprachgebrauch? Altenmenschen, Raufleute und vor allem Zeitungsschreiber nehmen sich heraus, Formen, Wort-

bildungen, Satzverbindungen zu gebrauchen, durch die unsrer Sprache Gewalt angethan wird, die gegen den Geist unsrer Sprache sind, die sie verrenken und verunstalten, ja die oft genug baren Unsin geben. Im Handumdrehen ist die neue Erfindung von einer Unzahl Gedankenloser an- und aufgenommen, einfach weil sie neu ist, weil sie sich etwas darauf einbilden, immer das „Modernste“ im Munde zu führen. Und was man täglich hört und liest, macht man endlich willenlos und unwissentlich nach. Solchem Wesen ausdrücklich Verechtigung zuzuerkennen, heiße ebenso viel, wie verlangen, daß die künstlerische Stillehre sich allen Ausgeburten der Schneider- und Putzmacherphantasie unterwerfen müsse.

Daß Pedanten (oder sollen wir sagen: Schulfüchse?) die Sache übertreiben können, ist unbestreitbar. Aber der Unfug hat gegenwärtig eine Höhe erreicht, daß ein kleines Übermaß an Strenge gar nichts schadet. Das Sprachgewissen muß erst wieder geweckt werden. Nicht gegen volkstümliche, mundartliche Wörter und Wendungen lehnen wir uns auf, im Gegenteil werden wir solchen natürlichen Zufluß stets gern begrüßen. Nur der so oft mit Unwissenheit gepaarten Willkür soll das Handwerk gelegt, der Deutsche wieder daran gewöhnt werden, nicht nur den Inhalt, sondern auch die Form seiner Rede zu überlegen.

Wie viel in diesem Punkt gesündigt wird, dafür lieferte Professor Kiegel gleich selbst ein kleines Beispiel. Er rühmte „die ausgezeichnete Zuverlässigkeit“ des Herrn Staatssekretärs Dr. von Stephan, mit der er in einem besondern Schreiben für die Zusendung der Vereinschriften gedankt habe. Hat er vielleicht einen unausgesprochenen Wunsch des Vereins erfüllt, ihm aus eigenem Antriebe eine Vergünstigung gewährt, oder womit ist er sonst „zuborgekommen“? Er hat gedankt und versprochen, auch ferner nach Thunlichkeit im Interesse des Vereins zu wirken, wie er das bekanntlich bisher gethan hat. Das war höflich, aufmerksam, liebenswürdig, gütig, entgegenkommend, oder wie man es sonst nennen will, aber von Zuverlässigkeit kann dabei nicht gesprochen werden. Das verdiente nicht erwähnt zu werden, wenn nicht Herr Kiegel daraus ersehen könnte, daß ein wenig nüchternere Schulweisheit für den Hausbedarf recht brauchbar ist.

Kurz und gut: der Sprachverein ist eine gute Sache, aber nicht Selbstzweck; die Verdienste Kiegels um diesen Verein werden bereitwillig anerkannt, aber als Diktator können wir uns ihn nicht gefallen lassen. Und sollte den Mitgliedern, damit die Einmütigkeit im Vereine nicht gestört werde, verboten werden, das Falsche falsch und das Dumme dumm zu nennen, so würden sich wohl sehr viele für die Mitgliedschaft höflich bedanken.



## Litteratur

Deutsches Bürgertum. Von seinen Anfängen bis zum Jahre 1808. Dargestellt von Oskar Schwebel. Neue Ausgabe. Berlin, Hans Küsterböcker, 1889

Die neue Auflage dieses 1883 erschienenen Buches verdient wohl eine neue Erwähnung und Empfehlung. Denn dem heutigen Bürgertume thun bei seinem Ringen nach einer Neugestaltung belehrende Beispiele aus der Vergangenheit not,